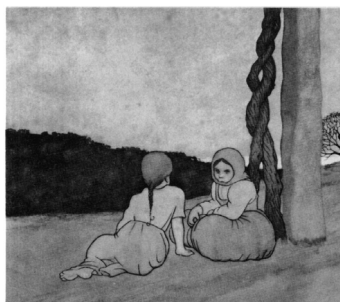


VII. Was wird wohl der König essen?

Das Bild hätte auch im Simplizissimus erscheinen können. Nur im Simplizissimus vom Jahre 1931 hätte der darunterliegende Text nicht vom König gehandelt, denn im Jahre 1931 gab es in Deutschland keinen regierenden König mehr. Die Monarchie war kein Thema. Andere Sorgen plagten das Land. Im Anmarsch war eine Horde von Barbaren, die die wildesten Könige zu Mörderlehrlingen degradieren sollten.



«Was wird wohl der König essen?» – steht unter der Zeichnung, die 1931 in Galicien erschien, im spanischen Galicien, im schönsten Landstrich Spaniens, vom Massentourismus heute noch nicht zerstört, für den Massentourismus glücklicherweise unbrauchbar, denn die Sonne ist in jenem zauberhaften Land kein zuverlässiger Gast.

Als die Zeichnung im Jahre 1931 im spanischen Galicien erschien, herrschte in Spanien ein König. Und vieles andere herrschte auch, zum Beispiel Armut, Intoleranz, Bigotterie, Pfaffentum und vieles mehr. Im gleichen Jahr hörte der König auf zu herrschen, und kurz danach entluden sich Herrschende und Beherrschte in einem furchtbaren Krieg aller gegen alle, an den das heutige ehemalige Jugoslawien traurigerweise erinnert. Heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, regiert wieder ein König in Spanien, ein Enkel von jenem König, über welchen die zwei Mädchen auf dem Bild sich Gedanken machen: «Was wird wohl der König essen?»

In meiner Kindheit herrschte in Spanien kein König mehr und es regierte noch kein neuer König. Ein armer Verwandter des großen Führers herrschte dort. Und Hunger auch, weitgehend, denn zu den Zerstörungen des Bürgerkrieges in den Jahren 1936–1939 waren auch noch die Sanktionen der Alliierten gekommen, die Franco für seine Sympathie für den großen Führer bestrafen wollten. Die große Auswanderungswelle nach Mitteleuropa hatte noch nicht angefangen. Es wurde also in Spanien reichlich gehungert, ohne König zwar, aber würdevoll.

So fragten wir Kinder uns damals nicht, was wohl der König essen würde. Wir fragten uns, *was wohl die Reichen essen würden*. Reich war allerdings für uns jeder, der nicht lohnabhängig war. Einen wahrlich Reichen gab es aber auch in unserer Stadt.

Er besaß Häuser und Fabriken und hatte zwei Töchter. Eine war schwächling und kränklich, die andere war klein, dick und extrem sommersprossig. Mit vergnügter Schadenfreude sangen wir Kinder den Zweizeiler:

*Aunque pequeña y pecosa
los millones de mi padre me harán hermosa.*

Was in der Übersetzung ungefähr wie folgt klingen könnte:

*Sommersprossig, dick und klein,
Vaters Knete macht mich fein.*

Wir wollten weder schwächling noch klein und sommersprossig sein, wie die Töchter jenes Reichsten unter den Reichen, aber einen reichen Vater hätten wir gerne gehabt, um wie die Reichen zu essen, denn auch wir phantasierten: *Was werden wohl Reiche essen?*

Auf Zucker kamen wir nicht, denn Zucker hatten wir genug. In unserer Stadt gab es ja eine große Zuckerfabrik, die noch den Namen ihres Gründers, eines mitteleuropäischen Juden Namens Leopold Lewin trug, nach dem auch unsere Straße hieß. Aus Leopold war eigentlich Leopoldo geworden, und Lewin hieß auch nicht Lewin, sondern Lebín. Zucker hatten wir also dank jenes Lewins ge-

nug, denn Zuckerrüben wurden in unserer Gegend massenweise angebaut. So konnten wir uns zum Beispiel eine köstliche Delikatesse leisten: Eine Scheibe Brot mit einigen Tropfen Olivenöl und Zucker drauf. Ich weiß heute noch, dass es himmlisch schmeckte. Im siebenten Himmel fühlte ich mich, wenn ich mitten am Nachmittag von meiner Mutter eine Scheibe Brot mit Olivenöl und Zucker bekam. Ich spazierte am Fluss entlang mit meiner geölten und gezuckerten Brotscheibe und fühlte mich, wenn nicht reich, so doch glücklich.

Als jene Zeiten vorbei waren und ein bescheidener Wohlstand die geölten, gezuckerten Brotscheiben von unserer Speisekarte vertrieben hatte, spürte ich immer wieder die Versuchung, mir eine geölte, gezuckerte Brotscheibe zu gönnen. Bis heute habe ich es nicht gewagt, denn ich habe Angst. Angst, einen Kindertraum zu zerstören. Ich könnte nämlich dabei entdecken, dass eine geölte, gezuckerte Brotscheibe gar nicht himmlisch schmeckt. Und dann ist es für immer mit jenem erfüllten Glück aus, welches ich noch heute spüre, wenn ich mich am Fluss spazieren sehe, jeden Biss meiner geölten, gezuckerten Brotscheibe königlich genießend.

Da wir also selber genug Zucker hatten, aßen Reiche und deren Kinder in unseren Träumen keinen Zucker, sie aßen *Hähnchen und Schinken*. Andauernd aßen Reiche in unseren Träumen Hähnchen und Schinken.

Mitte der fünfziger Jahre hörte der Traum mit dem Hähnchen auf, denn kleinere, mittlere und riesige Hühnerfabriken überzogen das Land. Durch jene Fabrikhähnchen verlor der Vogel jenen Zauber, den er in unserer Kindheit ausgestrahlt hatte, denn in unserer Kindheit waren Hähnchen Handarbeit, teure, harte Handarbeit. Teure, harte Handarbeit von Armen für Reiche. Es hieß damals, um den Reichtum eines beneideten Reichen zu beschwören: «Bei ihm wird sicher jeden Tag Hähnchen gegessen».

Bei uns gab es Hähnchen höchstens bei Hochzeiten, weswegen wir auch unsere Träume, eines Tages auch mal in den Genuss des Hähnchenfleisches zu kommen, mit dem Traum verbanden, end-